

Rittmeister Brand.

11)

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

Er verwünschte den Ankauf, zu dem ihn der berauschte Einfluß der Frühlingsluft verleitet hatte und würde seine Uebereilung gar zu gern ungeschehen gemacht haben. Die Gasse war ziemlich öde, die wenigen Menschen, die er traf, schenken ihm keine Aufmerksamkeit; er glaubte etwas wagen zu dürfen, er unternahm den Versuch, sein Paket hinter ein Haustor zu legen. Aber das unselige Puppenzeug quietschte, und ein angetrunkenen Maurer, der plötzlich, wie aus einer Versenkung, auftauchte (es dürfte die Kellerstiege gewesen sein, erklärte Brand sich später), schrie ihn an, das Haus sei kein Findelhaus, er möge sein Kind wo anders hinlegen.

In der Entrüstung über diese stupide Verdächtigung fand Dietrich seine Seelenstärke wieder. Mit dem Bewußtsein, daß er Frau von Müller gegenüber nur eine Ungeschicklichkeit, nicht aber ein Unrecht begehe, verfolgte er seinen Weg, erreichte sein Ziel und stieg die schmale Wendeltreppe des alten Hauses mit ihren gefährlich ausgetretenen Stufen empor. Auf dem Gange wendete er sich nach rechts. Nicht neben der Tür $6\frac{1}{2}$ befand sich ein Fenster, das ein weißer Vorhang von innen verhüllte. Brand zog an dem Glockenstrang, und dabei durchzuckte es ihn vom Wirbel bis zur Sohle wie ein elektrischer Schlag.

Alter Mann! alter Mann, was sind das für Gefühle? So war dir ja zumute, als du, ein zwanzigjähriger Leutnant, der unübergeßlich schönen Frau Bürgermeisterin von Wilna zum Geburtstag gratulieren gingst, mit einem Rosenbukett.

Die Glocke tönte, wie sie zu tönen pflegt in den Wohnungen der Armen: „Bring was, bring was!“ sagt sie. Ein Bippel des Vorhanges wurde in die Höhe gehoben, und hinter der sehr sauber geputzten Fensterscheibe erschien ein ältliches, gutmütiges Frauengesicht. Brand wurde mit prüfendem Blick gemustert und schien einen Vertrauen einflößenden Eindruck zu machen; der Vorhang sank wieder, die Tür öffnete sich.

Auf die Frage, was er wünsche, gab er zur Antwort:

„Ich heiße Brand, ich möchte Frau Major von Müller sprechen, wollen Sie mich gefälligst bei der gnädigen Frau melden.“

Die Küche, in die er eingelassen worden war, bildete den Zugang zum Wohnzimmer. Von dorthier ließ eine fröhliche Kinderstimme sich vernehmen, kleine Schritte trippelten, kleine Hände zerrten ungeduldig und ungeschickt an der Klinke der Tür. Sie ging auf. Aus einem Fenster ihr gegenüber strömte eine breite Lichtwelle herein, er sah ins Freie, und von leuchtendem Grunde hoben sich die Gestalten Sophiens und Annerls, die auf der Schwelle erschienen.

Brand grüßte mit einem tiefen Neigen des Hauptes: „Frau Major, gnädige Frau! entschuldigen, verzeihen Sie, daß ich es wage.“

„Verzeihen?“ wiederholte Sophie — „ich habe Sie erwartet, Herr Rittmeister.“

„Erwartet? ja dann! . . . dann waren alle seine Skrupel tot, dann war er von allem Wanken erlöst. „Brand, kurzweg, gnädige Frau, ich habe meinen Militärcharakter.“ . . . Er hielt inne. Was Teufel kümmerte sie sein Militärcharakter und in diesem Augenblick ihn selbst? Sie stand vor ihm, ihre Augen sahen ihn freundlich, gütig an, sie hatte ihn erwartet. . . „Gnädige Frau,“ begann er von neuem und — hörte auch damit auf. Wer zu viel zu sagen hätte, zu viel des Innigen, Warmen, Liebevollen, sagt lieber nichts.

Annerl zupfte die Mutter am Kleide: „Du Mama, das ist der Herr, der mir so gern etwas schenken möchte.“

Sophie runzelte ein wenig die Stirn, und Brand wurde sich erst jetzt wieder bewußt, daß er seine Darbringungen noch immer unter dem Arme hielt.

„Können Sie mir verzeihen, gnädige Frau, daß ich mir den indiscreten Wunsch erfüllen wollte, daß ich einer übermütigen Regung nachgebend . . . ich bin beschämt, wirklich . . . besann mich zu spät, hätte unterwegs gern alles weggeworfen, wenn ich nur gewußt hätte, wohin?“

Seine Verlegenheit entwaffnete sie, und sie lächelte sogar,

als er die Puppe aus ihrer Umhüllung befreite, in beide Hände nahm und der Kleinen entgegenhielt.

Annerl war wie geblendet, sie betrachtete das kostbare Spielzeug mit scheuer Ehrfurcht, legte die Arme auf den Rücken und wich Schritt für Schritt langsam zurück. Brand machte sich so klein er konnte und nahm die feinste Stimme an und den bittendsten Ton und zirpte:

„Nimm mich! ich bin eine gute Puppe, ich bin eine arme Puppe, ich habe keine Mama.“

Bewunderung und Zärtlichkeit drückten sich in den schönen Augen Annerls aus, aber sie setzte ihren Rückzug ununterbrochen fort. Brand folgte, und hinter ihm ging Sophie, und hinter Sophie die Dienerin, die den Malkasten trug.

So gelangte die Gesellschaft in das Wohnzimmer. Es war niedrig, ärmlich und reinlich, hatte zwei Fenster und zwei Türen und die Aussicht in einen ziemlich großen und gut gehaltenen Garten. Ein Arbeitstisch, über dem eine Petroleumlampe an der Decke hing, ein paar Schränke, vier Strohsessel bildeten die Einrichtung des graugetünchten Gelasses.

Georg, der, eifrig mit Zeichnen beschäftigt, am Tische gesessen hatte, war beim Einzug der kleinen Karawane aufgestanden, rückte einen Stuhl für Brand herbei und ersuchte ihn, Platz zu nehmen, mit einer hausväterlichen Art, die komisch gewesen wäre bei jedem anderen Kinde, bei diesem frühreifen, mit den Sorgen des Lebens schon vertrauten Knäblein jedoch wehmütig berührte.

Sophie nahm Brand die Puppe ab und stellte ihm ihren Jungen vor: „Er hat mir gebeichtet, daß er unartig gegen Sie gewesen ist, er meinte — er fürchtete . . . Verzeihen Sie ihm. So einem kleinen Warenausträger muß man leider Mißtrauen ins Herz pflanzen, und er ist dumm und unerfahren und wendet es am unrechten Orte an.“

Brand erwiderte, daran läge nichts, aber Georg soll jetzt beweisen, daß er sein Mißtrauen gegen ihn aufgegeben hat, indem er diesen Malkasten von ihm annimmt: „Willst Du, mein lieber Junge?“

Ob er wollte! Lautere Seligkeit strahlte aus seinem armen Gesichtchen, und er machte sich sogleich daran, die Geheimnisse des Wunderschranks zu erforschen. „Nein, aber — aber!“ murmelte er, bei jeder neuen Entdeckung von neuem entzückt, vor sich hin, und Brand staunte über die Geschicklichkeit, mit der das Kind die kleinen Werkzeuge in die Hand nahm, prüfte, und zu benützen begann.

„Sie hätten ihn nicht glücklicher machen können,“ sagte Sophie; „und sehen Sie einmal die Kleine an.“

Annerl hatte sich endlich an das schöne Wickelkind, das auf dem Schoß der Mutter lag, herangewagt, ihren Kopf an den seinen gelegt und streichelte ihm voll wonniger Zärtlichkeit die blonden Locken.

Sophie nickte ihr, dann aber auch Brand freundlich zu. „Die ist im Himmel. Und der Kunstjünger dort . . . Machen Sie sich gefaßt, jetzt bekommen wir ein wohlgetroffenes Bild von Ihnen,“ sie deutete mit einem Augenwink nach Georg, der mit unendlichem Ernst daran gegangen war, Brand zu porträtieren.

Alles, was nicht zu seiner Beschäftigung gehörte, schien für den Kleinen versunken; der Eifer rötete seine Wangen, fürchte seine kluge, überkluge Stirn. Er schob die Unterlippe ein wenig vor, hob die Augen zu Dietrich hinauf und senkte sie dann auf die Arbeit, nach einem so merkwürdig forschenden, in die Tiefe dringenden Blick, daß Brand sich auf dem lächerlichen Verdacht ertappte, daß diesem Kinde mehr darum zu tun sei, ihm auf den Grund der Seele zu schauen, als sein Gesicht abzukonterfeien.

„Die Mutter hat heute viel zu tun,“ sagte Georg plötzlich ganz laut, aber in sein Buch hinein.

Dietrich blickte Sophie fragend an. Ja wohl, es waren noch einige Nachbestellungen gekommen, die morgen abgeliefert werden mußten.

„Da kostet Sie die Zeit, die ich hier zubringe, etwas von Ihrem Schlafe?“

„Und was weiter?“

„Was weiter!“ rief er bekümmert aus. Er war aufgesprungen. „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, und nicht

wahr? dieser Besuch gilt nicht; haben Sie die Großmut, ihn zu vergessen."

Sie reichte ihm die Hand: „Gut denn, Sie waren nicht da.“

„Und wenn ich komme, dann sagen Sie wieder: Ich habe Sie erwartet.“

12.

Bei seinem nächsten Besuche fand er sie allein. Sie hatte die Dienerin mit den Kindern ausgeschickt und gönnte sich nach den Anstrengungen der letzten Tage einige Stunden Ruhe. Sie lud ihn ein, am offenen Fenster Platz zu nehmen, und machte ihn aufmerksam auf die Schönheit eines jungen Kastanienbaumes, der über und über mit Blüten bedeckt war. An dem Garten hatte sie ihre Freude, und nur sie und ihre Kinder durften ihn den Sommer über benützen, mit Erlaubnis des Hausherrn, der sich jetzt auf dem Lande befand. Der Garten wurde vortrefflich gehalten von guten und höflichen Leuten, und man konnte sich in ihm so frei bewegen wie im Zimmer, denn er war nur von Feuermauern umgeben.

Das alles erzählte sie ihm ein bißchen unsicher und hastig, wie jemand, der sich fragt, während er zu einem anderen spricht: „Interessiert es dich auch?“

Und er wieder war froh, daß sie es übernommen hatte, die Konversation einzuleiten; er hätte nicht gewußt, wie das anfangen.

Sophie fuhr fort: „Sehen Sie, daran, daß ich so dasitzen kann mit den Händen im Schoß und hinaussehen auf dieses kleine Stückchen Natur, und davon einen Genuß habe, daran erkenne ich das Herannahen des Alters. In meiner Jugend war ich viel zu fleißig und auch viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mich in müßige Bewunderung der Außenwelt versenken zu können, und dazu hätte es in unserem schönen, alten Garten doch mehr Gelegenheit gegeben als hier.“

Brand blickte sie gerührt an, erwiderte einiges herzlich Unbedeutende und fing jeden Satz mit einem so durchdringenden: „Verzeihen Sie“ an, daß sie sich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochte und endlich mit munterer Entschlossenheit sprach:

„Lieber Herr Rittmeister, Sie haben ein Schuldgefühl gegen mich, und davon will ich Sie befreien und zugestehen, daß ich Ihnen gegenüber im gleichen Falle bin. Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen.“

„Wirklich!“ rief er freudig, „wenn ich . . . wenn Sie . . . Wie sieht das Unrecht aus?“

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwylers Geschichte von Gottfried Keller.

8] Nachdruck verboten
Sie hörten die Lerchen singen über sich und suchten diese mit ihren scharfen Augen, und wenn sie glaubten, flüchtig eine in der Sonne aufblitzen zu sehen, gleich einem plötzlich aufleuchtenden oder hinschießenden Stern am blauen Himmel, so küßten sie sich wieder zur Belohnung und suchten einander zu überborteln und zu täuschen, jовiel sie konnten. „Siehst Du, dort blüht eine!“ flüsterte Sali, und Brenchen erwiderte ebenso leise: „Ich höre sie wohl, aber ich sehe sie nicht!“ — „Doch, daß nur auf, dort, wo das weiße Wölkchen steht, ein wenig rechts davon!“ — Und beide sahen eifrig hin und sperren vorläufig ihre Schnäbel auf, wie die jungen Wachteln im Neste, um sie unerbittlich aufeinanderzubeiften, wenn sie sich einbildeten, die Lerche gesehen zu haben. Auf einmal hielt Brenchen inne und sagte: „Dies ist also eine ausgemachte Sache, daß jedes von uns einen Schatz hat, dünkt es Dich nicht so?“ — „Ja,“ sagte Sali, „es scheint mir fast auch!“ — „Wie gefällt Dir denn Dein Schatzchen,“ sagte Brenchen, „was ist es für ein Ding, was hast Du von ihm zu melden?“ — „Es ist ein gar feines Ding,“ sagte Sali, „es hat zwei braune Augen, einen roten Mund und läuft auf zwei Füßen; aber seinen Sinn kenn' ich weniger, als den Papst zu Rom! Und was kannst Du von Deinem Schatz berichten?“ — „Er hat zwei braune Augen, einen nichtsnutzigen Mund und braucht zwei verwegene starke Arme, aber seine Gedanken sind mir unbekannter, als der türkische Kaiser!“ — „Es ist eigentlich wahr,“ sagte Sali, „daß wir uns weniger kennen, als wenn wir uns nie gesehen hätten, so fremd hat uns die lange Zeit gemacht, seit wir groß geworden sind! Was ist alles vorgegangen in Deinem Köpfcgen, mein liebes Kind?“ — „Ach, nicht viel! Tausend Narrenspößen haben sich wollen regen, aber es ist mir immer so trüblich ergangen, daß sie nicht aufkommen konnten!“ — „Du armes Schätzchen!“ sagte Sali, „ich glaube aber, Du

hast es hinter den Ohren, nicht?“ — „Das kannst Du ja nach und nach erfahren, wenn Du mich recht lieb hast!“ — „Wenn Du einst meine Frau bist?“ — Brenchen zitterte leise bei diesem letzten Worte und schmiegte sich tiefer in Sali's Arme, ihn von neuem lange und gütlich küßend. Es traten ihr dabei Tränen in die Augen, und beide wurden auf einmal traurig, da ihnen ihre hoffnungsarme Zukunft in den Sinn kam und die Feindschaft ihrer Väter. Brenchen seufzte und sagte: „Kommt, ich muß nun gehen!“ und so erhoben sie sich und gingen Hand in Hand aus dem Kornfeld, als sie Brenchens Vater spähend vor sich sahen. Mit dem kleinlichen Scharfsinn des müßigen Elendes hatte dieser, als er dem Sali begegnet, neugierig gegrübelt, was der wohl allein im Dorfe zu suchen ginge, und sich des gestrigen Vorfalls erinnernd, verfiel er, immer nach der Stadt zu schlendernd, endlich auf die richtige Spur, rein aus Groll und unbeschäftigter Bosheit; und nicht so bald gewann der Verdacht eine bestimmte Gestalt, so kehrte er mitten in den Gassen von Seldwyla um und trollte wieder in das Dorf hinaus, wo er seine Tochter in Haus und Hof und rings in den Hecken vergeblich suchte. Mit wachsender Neugier rannte er auf den Ader hinaus, und als er da Brenchens Korb liegen sah, in welchem es die Früchte zu holen pflegte, das Mädchen selbst aber nirgends erblickte, spähte er eben am Korne des Nachbarns herum, als die erschrockenen Kinder herauskamen.

Sie standen wie versteinert, und Marti stand erst auch da und beschaute sie mit bösen Blicken, bleich wie Blei; dann fing er fürchterlich an zu toben in Gebärden und Schimpfworten und langte zugleich grimmig nach dem jungen Burschen, um ihn zu würgen; Sali wich aus und flog einige Schritte zurück, entsetzt über den wilden Mann, sprang aber sogleich wieder zu, als er sah, daß der Alte statt seiner nun das zitternde Mädchen faßte, ihm eine Ohrfeige gab, daß der rote Kranz herunterflog, und seine Haare um die Hand wickelte, um es mit sich fortzureißen und weiter zu mißhandeln. Ohne sich zu besinnen, raffte er einen Stein auf und schlug mit demselben den Alten gegen den Kopf, halb in Angst um Brenchen und halb im Jähzorn. Marti taumelte ein wenig und sank dann bewußtlos auf den Steinhaufen nieder und zog das erbärmlich ausschreiende Brenchen mit. Sali befreite noch dessen Haare aus der Hand des Bewußtlosen und richtete es auf; dann stand er da wie eine Bildsäule, ratlos und gedankenlos. Das Mädchen, als es den wie tot daliegenden Vater sah, fuhr sich mit den Händen über das erbleichende Gesicht, schüttelte sich und sagte: „Hast Du ihn erschlagen?“ Sali nickte lautlos, und Brenchen schrie: „O Gott, Du lieber Gott! Es ist mein Vater, der arme Mann!“ und sinnlos warf es sich über ihn und hob seinen Kopf auf, an welchem indessen kein Blut floß. Es ließ ihn wieder sinken, Sali ließ sich auf der anderen Seite des Mannes nieder, und beide schauten still wie das Grab und mit erlahmten, reglosen Händen in das leblose Gesicht. Um nur etwas anzufangen, sagte endlich Sali: „Er wird doch nicht gleich tot sein müssen!“ Das ist gar nicht ausgemacht!“ Brenchen riß ein Blatt von einer Klatke-rose ab und legte es auf die erblakten Lippen, und es bewegte sich schwach. „Er atmet noch,“ rief es, „so laufe doch ins Dorf und hole Hilfe!“ Als Sali aufsprang und laufen wollte, streckte es ihm die Hand nach und rief ihm zurück: „Komm aber nicht mit zurück und sage nichts, wie es zugegangen, ich werde auch schweigen, man soll nichts aus mir herausbringen!“ sagte es, und sein Gesicht, das es dem armen ratlosen Burschen zuwandte, überfloh von schmerzlichen Tränen. „Komm, küß mich noch einmal! Nein, geh, mach Dich fort! Es ist aus, es ist ewig aus, wir können nicht zusammenkommen!“ — Es stieß ihn fort, und er lief willenlos dem Dorfe zu. Er begegnete einem Knäbchen, das ihn nicht kannte; diesem trug er auf, die nächsten Leute zu holen, und beschrieb ihm genau, wo die Hilfe nötig sei. Dann machte er sich verzweifelt fort und irrte die ganze Nacht im Gebölz herum. Am Morgen schließlich er in die Felder, um zu erspähen, wie es gegangen sei, und hörte von frühen Leuten, welche miteinander sprachen, daß Marti noch lebe, aber nichts von sich wisse, und wie das eine seltsame Sache sei, da kein Mensch wisse, was ihm zugestoßen. Erst jetzt ging er in die Stadt zurück und verbarg sich in dem dunklen Elend des Hauses.

Brenchen hielt ihm Wort: es war nichts aus ihm herauszufragen, als daß es selbst den Vater so gefunden habe, und da er am anderen Tage sich wieder tüchtig regte und atmete, freilich ohne Bewußtsein, und überdies kein Kläger da war, so nahm man an, er sei betrunken gewesen und auf die Steine gefallen, und ließ die Sache auf sich beruhen. Brenchen pflegte ihn und ging nicht von seiner Seite, außer, um die Arzneimittel zu holen beim Doktor und etwa für sich selbst eine schlechte Suppe zu kochen; denn es lebte beinahe von nichts, obgleich es Tag und Nacht auf sein mußte und niemand ihm half. Es dauerte beinahe sechs Wochen, bis der Kranke allmählich zu seinem Bewußtsein kam, obgleich er vorher schon wieder auf und in seinem Bette ziemlich munter war. Aber es war nicht das alte Bewußtsein, das er jetzt erlangte, sondern es zeigte sich immer deutlicher, je mehr er sprach, daß er blödsinnig geworden, und zwar auf die wunderliche Weise. Er erinnerte sich nur dunkel an das Geschehene und wie an etwas sehr Lustiges, was ihn nicht weiter berühre, lachte immer wie ein Narr und war sehr guter Dinge. Noch in Bette liegend, brachte er hundert närrische, sinnlos mutwillige Redensarten und Einfälle

zum Vorschein, schnitt Gesichter und zog sich die schwarzwollene Bispelmütze in die Augen und über die Nase herunter, daß diese ausfah wie ein Sarg unter einem Bahrtuch. Das bleiche und abgehärmte Brenchen hörte ihm geduldig zu, Tränen vergießend über das törichte Wesen, welches die arme Tochter noch mehr ängstigte, als die frühere Bosheit; aber wenn der Alte zuweilen etwas gar zu Drolliges anstellte, so mußte es mitten in seiner Qual laut auflachen, da sein unterdrücktes Wesen immer zur Luft aufzuspringen bereit war, wie ein gespannter Bogen, worauf aber eine um so tiefere Betrübnis erfolgte. Als der Alte aber aufstehen konnte, war gar nichts mehr mit ihm anzustellen, er machte nichts als Dummheiten, lachte und stöberte um das Haus herum, setzte sich in die Sonne und streckte die Junge heraus, oder hielt lange Reden in die Bohnen hinein.

Um die gleiche Zeit aber war es auch aus mit den letzten Ueberbleibseln seines ehemaligen Besitzes, und die Unordnung so weit gediehen, daß auch sein Haus und der letzte Acker, seit geraumer Zeit verpfändet, nun gerichtlich verkauft wurden. Denn der Bauer, welcher die zwei Acker des Manz gekauft, benutzte die gängliche Verkommenheit Martis und seine Krankheit und führte den alten Streit wegen des strittigen Steinflades kurz und entschlossen zu Ende, und der verlorene Prozeß trieb Martis fast vollends den Boden aus, indessen er in seinem Plödsinne nichts mehr von diesen Dingen wußte. Die Versteigerung fand statt; Marti wurde von der Gemeinde in einer Stiftung für dergleichen arme Tröpfe auf öffentliche Kosten untergebracht; diese Anstalt befand sich in der Hauptstadt des Ländchens, der gesunde und ehbegierige Plödsinnige wurde noch gut gefüttert, dann auf ein mit Ochsen bespanntes Wägelchen geladen, das ein ärmlischer Bauersmann nach der Stadt führte, um zugleich einen oder zwei Säcke Kartoffeln zu verkaufen, und Brenchen setzte sich zu dem Vater auf das Fuhrwerk, um ihn auf diesem letzten Gange zu dem lebendigen Begräbnis zu begleiten. Es war eine traurige und bittere Fahrt, aber Brenchen machte sorgfältig über seinem Vater und ließ es ihm an nichts fehlen, und es sah sich nicht um und ward nicht ungeduldig, wenn durch die Kapriolen des Unglücklichen die Leute aufmerksam wurden und dem Wägelchen nachsahen, wo sie durchzuführen. Endlich erreichten sie das weiltläufige Gebäude in der Stadt, wo die langen Gänge, die Höfe und ein freundlicher Garten von einer Menge ähnlicher Tröpfe belebt waren, die alle in weiße Mittel gekleidet waren und dauerhafte Lederkappen auf den harten Köpfen trugen. Auch Marti wurde noch vor Brenchens Augen in diese Tracht gekleidet, und er freute sich wie ein Kind darüber und langte singend umher. „Gott grüß Euch, Ihr geehrten Herren!“ rief er seine neuen Genossen an, „ein schönes Haus habt Ihr hier! Geh heim, Brenchen! und sag' der Mutter, ich komme nicht mehr nach Haus, hier gefällt's mir bei Gott! Nachhe! Es krecht ein Igel über den Hag, ich hab' ihn hören bellen! O Weidli, küß kein' alten Knab', küß nur die jungen Gesellen! Alle die Wässerlein laufen in Rhein, die mit dem Pflaumenaug', die muß es sein! Gehst Du schon, Broeli? Du siehst ja aus wie der Tod im Häselein und geht es mir doch so erfreulich! Die Füchsin schreit im Felde: Halleo, halleo! das Herz tut ihr weho, ho!ho!“

(Fortsetzung folgt.)

Neu bei uns eingebürgerte Tiere.

Von Alwin Rath.

Man hat in manchen Gegenden fremdländische Tiere eingeführt, um dem Lande einen neuen Reiz zu verleihen, hat aber gerade das Gegenteil dadurch erreicht und der Landschaft den eigentümlichen Charakter beeinträchtigt, ja an einigen Stellen ihn geradezu verdrängt. Wie ernüchtert ist der Reisende zum Beispiel, wenn er in vielen Teilen der Welt immerfort auf unseren häßlichen Spatz stößt. Wo er farbenprächtige Vögel in den Palmen und in üppig dahinvuchernden Pflanzungen sucht, schrickt ihm der Spektakel dieser mit ihrem schmutzigen Gefieder gar nicht in die Tropenlandschaft passenden Gefellen in die Ohren — und er ärgert sich über den Eifer der Europäer, mit ihrer Kultur auch bedarftige Federzeug nach schönsten Flecken der Erde, wie zum Beispiel Java zu verschleppen. Nach St. Helena hat man den Spatz auch in die Verbannung geschickt, und in Neuseeland und Australien hat man ihn außer fünfzehn anderen europäischen Vogelarten „eingeführt“. In Amerika hat er sich für seine Verpflanzung aus der Heimat dadurch gerächt, daß er sich ganz außerordentlich vermehrte, und eine wahre Plage für den Amerikaner geworden ist. Wie wir durch unsere gerade nicht auf große Schönheit Anspruch machende Kleidung so manche originelle Landesart verdrängen, so schlagen wir durch unsere Einführung heimischer Tiere nicht selten die köstliche Eigenschönheit einer anderen Fauna und Flora tot, da sich die verpflanzten Fremdlinge über alles Erwarten vermehren und sich in dem fremden Landschaftsbild, in das sie sich gewöhnlich gar nicht harmonisch einfügen, noch dazu überaus auffällig machen. Dies aber hat meist seinen ganz natürlichen Grund. Das Tier, das in der Heimat eine bedeutende Anzahl von Feinden hatte, wird in dem ausländischen Gebiet fast von keiner Gefahr bedroht, das

natürliche Abführungsventil fehlt, und es pflanzt sich in einer solchen Uebersicht fort, daß es zur Landplage wird.

Bei uns hat man mit der Einbürgerung ausländischer Tiere mehr Glück gehabt. Wir Berliner brauchen gar nicht weit zu wandern, um uns von einem vorzüglichen Resultat solcher Verpflanzung zu überzeugen. Ein wunderschön gezeichneter Vogel, die nordamerikanische Brautente (Aix sponsa), findet man nicht nur jetzt schon überall auf den Gewässern des Tiergartens, sondern auch im Charlottenburger Schloßpark, wo sie in dem Graben hinterm Mausoleum ihren Lieblingsplatz zu haben scheint. Diese auffallend schön gefärbten und auch durch die prachtvoll: Zeichnung sich auszeichnenden Tiere stammen aus unserem Zoologischen Garten, von wo sie aber nicht ausgerückt, sondern regelrecht auf die Wanderung gesandt worden sind. Dr. Heinroth, der Direktorialassistent des Zoologischen Gartens, dem wir diese Verzeigerung zu verdanken haben, sagt über seine Arbeit: „Ich setzte den Einbürgerungsversuch in der Weise ins Werk, daß ich seit etwa zwei Jahren den hier erbrüteten Jungenten nicht die Flugkraft lähmte. Erst strichen sie nur in nächster Nähe von Teich zu Teich, bald aber vergrößerten sie die Ausflüge und lernten die Umgebung kennen. Fast mehr als mir lieb ist, sind sie Standvögel. Obgleich sie abends weit umherfliegen, fallen sie doch gern immer wieder auf ihrer alten Heimstätte ein. Dann aber kam die Nestfrage. Hohle Bäume gibt es bei uns im Zoologischen Garten überhaupt nicht und im Tiergarten nur wenige. Es mußte also Rat geschaffen werden. Wir bringen daher in der gleichen Weise, wie man es für Staare macht, „Entenlästen“ an, hoch an den Bäumen, mit recht freiem Anflug, möglichst in der Nähe des Wassers. Sie sind etwa 50 Zentimeter hoch, der Innendurchmesser ist mindestens 21 Zentimeter und das Flugloch 11 Zentimeter breit. Zu etwa 2/3 mit Laub, Erde usw. gefüllt, geben sie der Ente Gelegenheit, im Innern ein Loch zu wühlen, in welchem das Geleg weich gebettet ist. In der schlauesten Weise verstanden es die Entenpaare, die Kästen an oft recht versteckten Orten aufzufinden. Meist sieht dann der Erpel oben auf und die Ente untersucht das Innere: ein reizendes Bild.“

Zu der „Dollarprinzessin im Flügelkleide“, wie Dr. Heinroth die Brautente einmal nennt, gefellen sich auch noch Mandarinenenten, und diese sieht man jetzt ebenfalls in schönen Exemplaren unsere Gewässer beleben, wo sie sich sehr gut mit den Stodenten vertragen. Ebenso hat man schon in der Nähe von Rosel bereits vor zwölf Jahren auf einem großen Karpfenteich Brautenten angesiedelt, die recht zahm geworden sind. Wittern sie aber eine Gefahr, so steigen die fremden Gäste windschnell empor, kreisen einmal in großem Bogen und fallen dann auf den nächsten Bäumen ein, wo sie ebenfalls in großen Nistkästen ihre Nester haben. Eben diese Lage ihrer Brutstätten, die weder durch Flugregulierungen, Schilfnutzung usw. Schaden erleiden können, ist es, die die Ansiedlung der Brautenten so sehr begünstigt. Die ersten aber, die diesen schönen Fremdling bei uns einführt, waren Waidmänner, die weniger an die Schönheit der Tiere, noch weniger an ihren großen Nutzen dachten, den sie durch massenhafte Vertilgung der Stodentmüdenlarven bringen, als vielmehr an das köstliche Wildpret, das das Fleisch der Brautenten liefert.

Ebenso ist die Einbürgerung eines anderen sehr wohl-schmeckenden Vogels, der gleichfalls aus Amerika stammt, des stattlichen Wildputers, gut gelungen: so auf Rügen, in Mecklenburg, im Altenburgischen, in Ostpreußen, im Berragebiet und in Ungarn. Hier hat sich der Wildputer in den weiten freien Pusteln so stark vermehrt, daß allein 1908 264 Stück abgeschossen werden konnten. Man sieht, welchen außerordentlichen Einfluß eine glücklich gewählte, den Lebensgewohnheiten des einzelnen Tieres entgegenkommende Gegend hierbei haben kann.

Hierauf sollte man bei allen derartigen Versuchen besonderes Gewicht legen und nur Arten auswählen, die sich in dem für sie bestimmten Gebiet, in dem sie ausgefetzt werden, auch heimisch fühlen können und Nistgelegenheiten finden oder doch anlegen können. So hat man für uns an Tieren so schecklich armen Gebirgswald einen Versuch mit in Bispeln nistenden Hoccohühnern gemacht, aber den aus den tropischen Teilen Amerikas stammenden Tieren erstoren im Winter die Hühne. Um belebendes Flugwild in unseren immer mehr auch das Haselhuhn verlierenden Gebirgswald zu schaffen, macht Dr. A. Guenther einen vortrefflichen Vorschlag: „Mehr Aussicht auf Erfolg hätte, so glaube ich, die Einführung der australischen Wallnister. Die interessantesten Vögel unterscheiden sich dadurch von der anderen gefiederten Welt, daß sie ihre Eier nicht bebrüten, sondern über ihnen große Haufen von abgefallenen Laub und abgestorbenen Pflanzen zusammenscharren, welche durch den Vermoderungsprozeß den Eiern die nötige Wärme zur Entwicklung zuführen. Die Jungen sind, wenn sie auskriechen, schon vollständig mit Federn bekleidet und haben schon so große Flügel, daß sie auf die Zweige der Bäume fliegen können. So sind die kleinen Tierchen weniger Gefahren ausgefetzt als die Jungen der anderen Hühnerwelt.“ Diese nämlich, die Wildhühner zum Beispiel, nisten auf dem Boden und ihr Geleg, wie auch die ausgekommenen Jungen haben überall Feinde, vor denen sie auch die Mutter meist nicht erfolgreich schützen kann.

Auch mit Säugetieren hat man bei uns in Europa ausgezeichnete Verpflanzungsversuche vorgenommen. Der Wapiti-hirsch, ein mächtiges amerikanisches Tier, der freilich nicht die Schönheit und auch nicht die gewaltige Stimme unseres Wald-

Königs befiht, hat sich sehr gut gehalten und kräftige Nachkommen durch Kreuzungen mit unserem Edelhirsch erzeugt, die übrigens auch durch prächtige Geweihe auffallen. Ebenso führt man auch den japanischen Sikahirsch ein, der ein sehr wohlriechendes Fleisch besitzt. Kleiner wie unser Damhirsch ist und nicht so vielen Schaden anrichtet.

Im Harz sind neuerdings Aussetzungsversuche mit dem korinthischen Wildschaf, dem Mufflon, zu schönem Erfolg geblieben. Das Tier hat sich in verhältnismäßig kurzer Zeit von zwanzig auf ca. fünfzig Stück vermehrt. Eine hübsche Beschreibung der Tiere findet man in der „Harzzeitung“, in der ein Spaziergänger sein erstes Zusammentreffen mit dem Mufflon anschaulich beschreibt: „Auf einer vor kurzem unternommenen Harzwanderung strebten wir vor Sesselstale aus auf einsamen Pfaden der Viktoriahöhe zu. Der Weg führte am Rande des Hochwaldes hin, linker Hand ein tiefer Taleinschnitt mit dem zu Eis erstarrten Gebirgsbach und jenseits eine mit Felsblöcken besetzte steile Höhe. Bei einem Blick auf diese erschienen plötzlich in dem Gesichtsfelde zwei eigenartige Tiere von schafartiger Gestalt, die anscheinend nach Nahrung suchten. Der Oberkörper erschien graubraun, auch wohl rötlich. Das eine der Stücke zeigte am Kopf stark gekrümmte Hörner wie ein Schafbock. Um die Entfernung etwas abzukürzen und die Stücke genauer betrachten zu können, traten wir mit größter Vorsicht aus der Dichtung heraus an den Waldbrand. Aber schon äugten sie herüber, setzten sich sofort in Bewegung, und mit begehenden leichten Fluchten erreichten sie schnell die Höhe und waren dem Auge entschwunden.“

Welche Augen aber mögen erst die Eisfelbewohner gemacht haben, als sie Ende der achtziger Jahre plötzlich einer Gesellschaft von Kängurus gegenüberstanden! Bei Heimerzheim in der Eifel und auch in der Niederlausitz bei Alt-Döbern hatte man den Versuch mit diesen seltenen Tieren gemacht, die einen herrlichen Braten liefern. Bei ihrer großen Klugheit, ihrer an Menschengröße heranreichenden Höhe, die dem scharfen Blick ein weites Feld gestattet, und ihrer seltenen Vorsicht kamen sie lange Zeit keinem Jäger zu Auge. Sie vermehrten sich in dieser Zeit vortrefflich — bis die Australier sich eines Tages auf ihre Hinterbeine bedachten und größerer Wanderungen unternahmen, um sich in ihrer neuen Heimat weiter umzuschauen und neue Futterplätze zu suchen. Das bekam ihnen leider schlecht. Sie fielen nun bald raritätsüchtigen Schützen zum Opfer — und auch in der Eifel wurden die letzten Kängurus von wildernden Schützen rücksichtslos niedergeknallt und geradezu ausgerottet. Warum hat man uns nicht längst wieder diese köstlichen Fremdlinge von neuem gebracht und ihnen in größeren Mengen die Freiheit gegeben? Sie würden sich zweifellos auch noch in anderen Gegenden unseres Vaterlandes gut ansiedeln, nur müßte man eben gleich eine ziemlich beträchtliche Anzahl einführen.

Wie in England hat man auch bei uns Versuche gemacht, ausländische Falter einzubürgern. In Strassburg ist dies sehr gut mit dem Atlasfalter (Attacus Cynthia) gelungen, dessen Raupe auf den japanischen Götterbäumen unserer Alleen lebt. Dort sieht man nicht selten das mächtige schöne Tier abends um die Laternen herumflattern. Seit sieben Jahren ist diese große prächtige Schmetterlingsart auch in Köln schon heimisch geworden. — In Weiden, wo unsere Nachtigall bisher noch nicht heimisch war, hat man, wie zum Beispiel bei Offenbach, viele Pärchen ausgefetzt, und seitdem sind die herrlichen Sänger dort dauernd ansässig — was also wohl überall gelingen wird, wo der Vogel genügend Buschwerk zum Nisten findet. Auch die chinesische Nachtigall ist an verschiedenen Stellen eingebürgert. Floride sah einen solchen „Sonnenvogel“ zwei Jahre auf dem Friedhof bei Duisburg. Und Berlepsch hat sie in dem Park der Karlsau bei Kassel eine Zeitlang halten können. Ebenso wären die farbenprächtigen Wellensittiche für unser Klima geeignet. In Mariabrunn bei Wien haben eine ziemliche Anzahl, die einem Tierhändler entflohen, vier Jahre lang gelebt, bis sie zuletzt von Fehschützen niedergeknallt wurden.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Augenkrankheiten in Volksbadeanstalten. Seit einiger Zeit ist die Aufmerksamkeit der Augenärzte auf die großstädtischen Volksbadeanstalten gerichtet, da von Zeit zu Zeit unter ihren Besuchern Augenkrankheiten ausbrechen, die offensichtlich infektiösen Ursprungs sind. So wurden auch kürzlich einige Mitglieder eines Schwimmclubs, die in einer Berliner Volksbadeanstalt badeten, von diesem Uebel befallen. Es handelt sich in all diesen Fällen nicht um eine besondere Krankheit, sondern um eine milde verlaufende Form der ägyptischen Augenkrankheit, des Trachoms.

Da man den Erreger des Trachoms heute noch nicht kennt, ist man auf die klinischen Anzeichen angewiesen. Aber eben diese, das Auftreten von entzündeten Körnern in der Bindehaut, sprechen für die Identität der Schwimmerconjunctivitis mit dem Trachom. Die wichtigste Frage, die sich sofort aufdrängt, aber ist die: Kommen die Epidemien durch mangelhafte hygienische Einrichtungen, bal-

teriell infiziertes Wasser, das selten erneuert wird, zustande? Darauf gibt auf Grund eingehender Ueberlegungen der Bakteriologe des Rudolf-Virchow-Krankenhauses Dr. S. Riefmann in der Zeitschrift „Die Hygiene“ eine verneinende Antwort. Nicht das Badewasser hat man als schuldigen Teil anzusehen, sondern etwas anderes, nämlich wahrscheinlich die gemeinsame Benutzung derselben Badesäße. Denn sonst ließe es sich nicht erklären, daß unter den zahlreichen Besuchern des Bades gerade die in engem Zusammenhange stehenden Mitglieder eines Schwimmclubs erkranken. Dieselbe Hypothese wirft auch ein Licht auf die verhältnismäßig erhebliche Erkrankung der Badewärter, die viel mit der Wäsche zu tun haben.

Auch die Ansteckung mit dem echten Trachom wird von vielen Augenärzten der gemeinsamen Benutzung des Badegerätes zugeschrieben. Die Infektionen, von denen hier die Rede ist, sind nicht durch das Schwimmbad entstanden, sondern haben sich in ihm verbreitet. Der Ausgangspunkt der Epidemie ist eine mit Trachom infizierte Person, wobei es übrigens unwahrscheinlich ist, daß bei dieser die Körnerkrankheit zum Ausbruch gelangt ist. Denn nichts hindert anzunehmen, daß, ebenso wie gesunde Menschen Typhus- und Diphtheriebazillen übertragen, sie auch Keime des Trachoms in sich heherbergen können.

Der beste Schutz vor dieser Infektion beruht in einer persönlichen Prophylaxe. Man vermeide es eben, in Volksbadeanstalten fremde und gebrauchte Wäsche und Seife zu benutzen.

Verkehrswesen.

Omnibus—Autobus—Aerobus. Der Omnibus würde jetzt seine Daseinsberechtigung schon fast völlig verloren haben, wenn er sich nicht der modernen Entwicklung angepaßt hätte. Er ist noch gar nicht einmal sehr alt. Nur in Paris hätte er im vorigen Jahr bereits ein Jubiläum seines 250 jährigen Bestehens feiern können. In London hielt er erst 1829, in Berlin 1837 seinen Einzug in das städtische Verkehrswesen. Einige andere Tatsachen kennzeichnen die ungeheuren Fortschritte des letzten Jahrhunderts besser als diese Jahreszahlen. Sie zeigen, wie gering die Ansprüche an den Verkehr noch bei unseren Großeltern gewesen sind. Die Massenbeförderung kam noch gar nicht in Frage, und der Omnibus verbannt seinen sonderbaren Namen dem Umstand, daß man in ihm ein neues Beförderungsmittel sah, das für jedermann um billiges Geld zur Verfügung stehen sollte. Jetzt ist aus dem Omnibus im weltstädtischen Verkehr zunächst der Autobus geworden. Seine moderne Bezeichnung ist wohl eine der größten Ungeheuerlichkeiten der Namenbildung, die je verübt worden sind. Jeder Quintaner eines Gymnasiums weiß, daß omnibus auf lateinisch „für alle“ bedeutet, und daß die Endung bus, die jetzt zuweilen allein für das in Rede stehende Verkehrsmittel gebraucht wird, nur den Dativ der Mehrzahl bezeichnet, also überhaupt kein selbständiges Wort ist. Ein Philologe muß daher geradezu erschauern, wenn er diese lateinische Kasusendung mit einem griechischen Wort zu Autobus vereinigt sieht. Die reizende Entwicklung des Verkehrswesens kümmernt sich aber um solche Strupel herzlich wenig, und so folgt jetzt auf den Autobus bereits der Aerobus, der sprachlich kein geringeres Monstrum ist. Es wird wohl noch eine geraume Zeit vergehen, ehe der Aerobus eine wesentliche Rolle als Beförderungsmittel spielen wird, aber er gehört schon der Gegenwart an. Dieser Name ist einem Gefährt gegeben worden, das Ende September in London mit einem Führer und sieben Fahrgästen aufstieg, freilich nur 15 Minuten 25 Sekunden in der Luft blieb. Die Belastung betrug über eine halbe Tonne, der Motor hatte 120 Pferdestärken.

Erdkunde.

Wo ist der Erddurchmesser am größten? Diese Frage wird in „Petermanns Mitteilungen“ untersucht. Es liegt auf der Hand, daß zwei Gesichtspunkte bei ihrer Beantwortung zu berücksichtigen sind: einmal die ellipsoide Form der Erde, ihre Abplattung an den Polen und Verjüngung am Äquator infolge der Rotation, und zweitens die verschiedene geographische Gestaltung der Erdoberfläche. Man könnte zunächst meinen, daß der am weitesten vom Erdmittelpunkt entfernte Punkt der Erdoberfläche, der Gipfel des Mont Everest sein müßte, der sich fast 9 Kilometer über den Meeresspiegel erhebt. Aber dieser Berg liegt bereits zu weit nördlich vom Äquator; außerdem fällt sein Gegenpol in eine 2000 Meter tiefe Stelle des Stillen Ozeans.

Tatsächlich trifft der längste Erddurchmesser auf der einen Seite auf den Gipfel des Chimborazo in der amerikanischen Republik Ecuador. Dieser 1 Grad 30 Minuten südlicher Breite und 78 Grad 45 Minuten östlicher Länge gelegene Berg erhebt sich 6319 Meter über den Stillen Ozean. Sein Gegenpol fällt nach Sumatra, auf die Nordküste der Insel, nahe bei Malacca. Der Chimborazo ist 6383,6 Kilometer vom Erdmittelpunkt entfernt; der gesamte Erddurchmesser beträgt an dieser Stelle 12 761,1 Kilometer.

Der kleinste Erddurchmesser fällt andererseits höchstwahrscheinlich mit der Erdachse zusammen, da hier die Abplattung am stärksten ist und außerdem am Nordpol sich das von Ranfen entdeckte Meeresbecken befindet.